

## My precioussssss...

Karl, Raimund

## Massendinghaltung in der Archäologie

Published: 01/01/2016

Peer reviewed version

[Cyswllt i'r cyhoeddiad / Link to publication](#)

*Dyfyniad o'r fersiwn a gyhoeddwyd / Citation for published version (APA):*

Karl, R. (2016). My precioussssss... Zwanghaftes Horten, Epistemologie und sozial verhaltensgestörte Archäologie. In K. P. Hofmann, T. Meier, D. Mölders, & S. Schreiber (Eds.), *Massendinghaltung in der Archäologie: Der Material Turn und die Ur- und Frühgeschichte* (pp. 43-69). Sidestone Press.

### Hawliau Cyffredinol / General rights

Copyright and moral rights for the publications made accessible in the public portal are retained by the authors and/or other copyright owners and it is a condition of accessing publications that users recognise and abide by the legal requirements associated with these rights.

- Users may download and print one copy of any publication from the public portal for the purpose of private study or research.
- You may not further distribute the material or use it for any profit-making activity or commercial gain
- You may freely distribute the URL identifying the publication in the public portal ?

### Take down policy

If you believe that this document breaches copyright please contact us providing details, and we will remove access to the work immediately and investigate your claim.

# My precioussssss...

---

## *Zwanghaftes Horten, Epistemologie und sozial verhaltensgestörte Archäologie*

Raimund Karl

Prifysgol Bangor University

**Abstract:** Since the beginnings of our subject in the German speaking countries, a mostly unreflected, firmly logical positivist epistemology has been the fundament of our practice. Established by ‘fathers’ of modern archaeology like Virchow and Hoernes, we believe that “...*beginning and progress...*” in archaeology lie in “...*the observation of plain fact, in the stringing together of individual, of themselves unremarkable observations to incontrovertible knowledge...*” (Hoernes 1892, 43). Virchow (quoted in Hoernes 1892, 70) hoped that the anthropological disciplines would progress “...*by purely inductive means...*” in the future. One of the necessary (epistemo-)logical preconditions for the possibility to arrive at proof positive by inductive reasoning is the completeness of observations. And since it has become disciplinary dogma that only inductive reasoning based on correct and complete observations of archaeology can create reliable, i.e. ‘true’, knowledge about archaeological things (and people), a particular relationship of the discipline with these things necessarily follows: every archaeological object is a infinitely valuable treasure, is sacrosanct, must be conserved forever. Only this can guarantee that our observations remain repeatable and thus allow our discipline progress by no other than inductive means. Industrial hoarding thus is a necessary consequence of our epistemological approach.

This paper demonstrates that the approach to professional archaeological collecting resulting from this is both causing suffering within the discipline and causes damage to our subject and the objects we pretend need to be maintained ‘in perpetuity’, and is ultimately unsustainable. Perhaps even more significantly, the resulting professional practice exhibits virtually all diagnostic criteria of a recently newly-defined obsessive-compulsive spectrum mental disorder, of compulsive hoarding. It is thus argued that the discipline of archaeology as a community of like-minded and like-educated professionals in the German speaking countries exhibits a serious social functionality disorder: it is, quite literally, sick and in urgent need of therapy.

**Keywords:** German language archaeology, positivism, professional archaeological collections, compulsive hoarding, mental disorder

**Schlagworte:** deutschsprachige Archäologie, Positivismus, professionelle archäologische Sammlungen, zwanghaftes Horten, Geisteskrankheit

---

„Die deutschsprachige Archäologie“ ist ein abstrakter Begriff: sie ist eine wissenschaftliche Disziplin und damit keine reale Sache und schon gar nicht ein Mensch. Sie kann daher nicht geisteskrank sein, denn es fehlt ihr ein „Geist“ im engeren Sinn, der krank sein könnte. Als wissenschaftliche Disziplin ist sie allerdings auch nicht frei von Menschen: erst die soziale Gemeinschaft der WissenschaftlerInnen, die sich mit ihr beschäftigen, macht sie zur (etablierten) wissenschaftlichen Disziplin. Und wo Menschen sind, da „menschelt“ es, wie es gern umgangssprachlich ausgedrückt wird. Menschen wiederum können allerdings sehr wohl geisteskrank sein und – vielleicht im gegenständlichen Kontext wichtiger – soziale Verhaltensstörungen entwickeln, die so stark von „normalem“ menschlichem Verhalten abweichen, dass wir sie als Krankheiten einstufen, die eine psychologische Behandlung der Betroffenen erforderlich machen.

In der Folge möchte ich aufzuzeigen versuchen, wie solche sozialen Verhaltensstörungen auch auf der Ebene einer Gesellschaft, eben der deutschsprachigen archäologischen Gemeinschaft, entstehen können, ohne dass jedes einzelne Mitglied dieser Gemeinschaft, oder auch nur ein bedeutender Anteil der Mitglieder dieser Gemeinschaft (also der deutschsprachigen ArchäologInnen), in seinem außerwissenschaftlichen Sozialverhalten an ebendieser sozialen Verhaltensstörung leidet. Vielmehr entwickelt sich die konkrete soziale Verhaltensstörung als Folge sozialer Eigengesetzlichkeiten (Elias 1997, 325) überhaupt erst auf der Ebene der archäologisch „disziplinierten“ Gemeinschaft und ihre Symptome zeigen sich daher auch hauptsächlich in formalisierten disziplinären Strukturen, die als (Teil von) Rechtspersonen eigenständige Handlungskapazitäten haben (auch wenn die Handlungen dann durch natürliche Personen gesetzt werden, die als Vertreter der Rechtsperson agieren). Mein Argument in der Folge ist also, dass nicht etwa einzelne oder alle deutschsprachigen ArchäologInnen krank sind, sondern die deutschsprachige Archäologie als wissenschaftliche Disziplin krank ist.

Der „griffige“ Titel dieses Bandes, „Massendinghaltung in der Archäologie“, verrät dazu gleich zweierlei: erstens, dass ein charakteristisches Problem (bzw. Symptom) der Archäologie der Gegenwart die zunehmende Anhäufung unabzählbar vieler Dinge in staatlichen und anderen Depots ist; und zwar in einem Ausmaß, dass die dafür verfügbaren Lagerkapazitäten kaum oder nicht mehr für die Archivierung der eingehenden Dinge ausreichen. Im Call for Papers war z.B. vom bereits in Bälde wieder übergehenden Erweiterungsbau des Archäologischen Archivs Sachsen (AAS) die Rede, der 2002 nur 5 Jahre nach Bezug des neu ausgebauten Depotgebäudes notwendig wurde. In AAS sind inzwischen etwa 18 Millionen Einzelobjekte archiviert, Tendenz um 250.000-300.000 Objekte pro Jahr steigend. Vergleichsbeispiele dazu sind auch von andernorts bekannt (Marius 2011). Zweitens verrät der an den gegenwärtig stark negativ besetzten Begriff „Massentierhaltung“ angelehnte Begriff „Massendinghaltung“, dass selbst innerhalb des Faches die Wahrnehmung eines gewissen Leidensdrucks besteht, der aus diesem Problem resultiert. So wie die massentiergehaltenen Hühner keine „glücklichen Hühner“ sind und daher eine Lobby brauchen, die mit ihnen mitleidet und deshalb für bessere Haltungsbedingungen zu sorgen versucht, so scheint es als ob unsere massendinggehaltenen Funde keine „glücklichen Funde“ sind und wir mit ihnen mitleiden, weil wir ihnen derzeit keine besseren Haltungsbedingungen bieten können.

## Zwanghaftes Horten

Das (unter anderem auch) für die deutschsprachige Archäologie charakteristische Phänomen der Massendinghaltung und der damit wenigstens teilweise verbundene Leidensdruck weist erstaunliche Parallelen zu einer speziellen Form von Zwangsstörung auf, dem sogenannten *compulsive hoarding* (American Psychiatric Association 2013, XXX; [http://www.dsm5.org/Documents/Obsessive Compulsive Disorders Fact Sheet.pdf](http://www.dsm5.org/Documents/Obsessive%20Compulsive%20Disorders%20Fact%20Sheet.pdf), abgerufen 17.6.2013). Im deutschen Sprachraum wird diese Zwangsstörung gerne als *Messie-Syndrom* bezeichnet (<http://de.wikipedia.org/wiki/Messie-Syndrom>, abgerufen 17.6.2013), ist aber korrekter als *zwanghaftes Horten* zu übersetzen.

Es handelt sich bei zwanghaftem Horten um eine von normalen menschlichen Verhalten so stark abweichende **Unfähigkeit oder Unwilligkeit Dinge wegzuworfen**, dass derartiges Verhalten als krankhaft anzusehen ist, nicht zuletzt weil es **oft Ursache von maßgeblichen Behinderungen und Erschwerissen** ist und oft einen **bedeutenden Leidensdruck erzeugt**, entweder beim Betroffenen selbst und / oder bei seinen sozialen Bezugspersonen. Es kennzeichnet sich durch einen **hohen**

**Nutzraumverbrauch** und ist nicht zuletzt deshalb oft verbunden mit akuten oder chronischen **Gefährdung der körperlichen Gesundheit**, mit erheblichen **ökonomischen Belastungen** und maßgeblichen **Störungen des funktionalen Sozialverhaltens**.

Laut der American Psychiatric Association (2013, XXX) sind vermutlich etwa 2-5 % der erwachsenen Bevölkerung in geringerem oder stärkerem Ausmaß von dieser Zwangsstörung betroffen. Die Störung manifestiert sich oft erstmals in der Kindheit, mit zunehmendem Alter tritt allerdings häufig auch eine zunehmende Symptomverschärfung ein; einerseits deshalb, weil mit zunehmenden Alter Betroffene zunehmend Zeit haben um größere Horte anzusammeln; andererseits, weil mit zunehmendem Alter symptommoderierende Angehörige und andere soziale Bezugspersonen wegfallen und der Horter daher „ungehemmter“ Dinge ansammeln kann. Die Häufung des Auftretens dieser Störung in der Geschichte betroffenen Familien weist des Weiteren auch stark darauf hin, dass diese Störung entweder ererbt oder sozial erlernt ist, jedenfalls aber von einer Generation an die nächste weitergegeben werden kann und häufig auch weitergegeben wird.

Typisch für zwanghafte Horter ist, dass sie den Wert bestimmter (oder sogar aller) Dinge anders einschätzen als der Durchschnitt der Bevölkerung; wobei sich der Zwang zur Aufbewahrung von Dingen auf alle, aber auch nur auf ganz bestimmte Dinge beziehen kann. Trotz der durch den populären deutschen Begriff *Messie* (der aus dem englischen Wort *mess*, „Unordnung“, entlehnt ist) implizierten Unordentlichkeit (die tatsächlich für viele zwanghafte Horter typisch ist) ist diese nicht unbedingt immer gegeben: zwanghafte Horter können durchaus auch sehr ordentlich die von ihnen gehorteten Dinge ablegen. Aus meiner persönlichen Erfahrung kann ich zum Beispiel berichten, dass einer meiner Großväter alle klassischen Symptome eines zwanghaften Horters an den Tag legte und vor allem ab dem Tod meiner Großmutter praktisch alles sammelte, was er in die Hände bekam, dabei aber alles sehr sauber und systematisch ordnete und ablegte.

Betroffene sind jedenfalls wenigstens selektiv, wenn nicht sogar generell unfähig, zwischen wichtigen Dingen, die noch einen Nutzen haben (und die man daher aufheben sollte), und unwichtigen Dingen, die keinen Nutzen mehr haben (und die man daher wegwerfen sollte), zu unterscheiden oder zu entscheiden, welche Dinge in die letztere Kategorie fallen; und zwar selbst wenn sie die Irrationalität ihres Handelns einsehen und unter den daraus resultierenden Problemen stark leiden. Eine typische Selbstrechtfertigung von Hortern für ihr Horten ist, dass die gehorteten Dinge noch wichtig sind (z.B. wichtige Informationen enthalten – so die Erklärung meines Großvaters für sein Horten alter Tageszeitungen) die in der Zukunft noch gebraucht und genutzt werden können (sollen, müssen).

## **Zwanghaftes archäologisches Horten**

Die Parallelen zwischen dieser Verhaltensstörung und der Sammeltätigkeit archäologischer Einrichtungen, vor allem staatlicher Zentraleinrichtungen wie Bundes- und Landesarchiven bzw. ebensolchen Museen ist ebenso auffällig wie bedrückend. Zu den Beispielen aus dem Call for Papers für die Massendinghaltungs-Tagung seien zwei weitere kurz etwas ausführlicher dargestellt.

Das österreichische Bundesdenkmalamt hat 2002/3 mit dem Umbau der Kartause Mauerbach in ein Archäologiezentrum begonnen, in der in diesem Zusammenhang auch das zentrale Fundlager des BDA untergebracht wurde. Dieses Archäologiezentrum wurde formell am 14.11.2012 eröffnet

(<http://www.bda.at/events/14/18670/Das-Archaeologiezentrum-Mauerbach-wurde-eroeffnet>,

abgerufen 17.6.2013). Der im dortigen Zentrallager verfügbare Lagerraum war jedoch bereits 2011 (i.e. ein ganzes Jahr zuvor) praktisch zur Gänze gefüllt. Die dort gelagerten Gegenstände – geschätzt etwa eine Million Fundgegenstände – sind allerdings oft nicht als Einzelobjekte katalogisiert, sondern in vielen Fällen bloß als Fundkisten, weshalb auch das BDA keine genaue Zahl nennen kann, wieviele Fundgegenstände sich nun tatsächlich in diesem Zentrallager befinden (pers. Mitt. Marianne Pollak, BDA). Wenig überraschend ist der wissenschaftliche Auswertungsstand der in diesem Depot aufbewahrten Funde sehr gering, wohl nur im Bereich einiger weniger Prozente anzusetzen. Und wie anlässlich einer Revision der Sammlung 2011 festgestellt wurde, ist es selbst um bereits restaurierte Funde in diesem Zentrallager nicht unbedingt immer allzu gut bestellt: *„Es stellte sich bald heraus, dass bereits restaurierte Eisenobjekte zum Teil gravierenden Schaden genommen haben.“* (Marius 2011, 32).

Kaum weniger dramatisch gestaltete sich der anlässlich der Tagung erfolgte Besuch im Depot des Berliner Museums für Vor- und Frühgeschichte im Schloss Charlottenburg. Freundlicherweise führte uns eine der drei archäologischen Fachkräfte, die für die Betreuung dieses Depots zuständig sind, nicht nur in die einigermaßen sauber geordneten Depoträume des Museums unter dem Dach, sondern auch durch die ehemaligen Ausstellungsräume in den unteren Stockwerken, die derzeit als „Fundnotlager“ genutzt werden. Im eigentlich als solches geplanten Depot unter dem Dach sind wenigstens noch die meisten der dort gelagerten Funde einzeln verzeichnet und fein säuberlich nach Fundorten sortiert gelagert (Abb. 1), auch wenn es auch hier bereits einige „Ausreisser“ gibt (Abb. 2) und vor allem Funde von jüngeren Grabungen ebenfalls auf Grund der „Personalnot“ schon nur mehr auf Fundkistenbasis und nicht mehr als Einzelobjekte inventarisiert sind. In den „Notlagerräumen“ sieht das Ganze dann allerdings bedeutend schlechter aus (Abb. 3, 4), wo selbst von Inventarisierung auf Fundkistenbasis nicht mehr wirklich die Rede sein kann.

Nun würde man meinen, dass das bereits genug Fundmaterial wäre, das zwar ausgegraben aber bislang kaum adäquat inventarisiert und schon gar nicht aufgearbeitet wurde, dass man nicht noch zusätzlichen "alten Mist" aufheben müsste. Doch das eigentliche Massendinghighlight bilden ehemals katalogisierte und ursprünglich auf papierenen Aufklebern beschriftete Funde, die 1948 aus dem Trümmerschutt der ausgebombten und ausgebrannten Forschungsstelle Lebus des Museums für Vor- und Frühgeschichte geborgen worden waren (Abb. 5, 6) – wobei die Papieretiketten mit der Beschriftung selbstverständlich verbrannt sind und daher die überwiegende Mehrzahl der noch dazu stark sekundär gebrannten Funde überhaupt nicht mehr identifizierbar ist. Diese werden aufbewahrt und – wenigstens zum Teil – vom Museumspersonal bei Revisionen der Inventarbücher immer wieder betrachtet, weil sich doch immer wieder noch das eine oder andere besonders charakteristische Steinbeil identifizieren und damit dem Inventarbucheintrag zuordnen lässt (der von sehr variabler Qualität sein kann). Man hebt also seit über 65 Jahren ausgebombten und größtenteils gänzlich ruinierten archäologischen Schutt auf und stellt MitarbeiterInnen dafür ab, diesen immer wieder auf fehlende und vielleicht „doch noch identifizierbare“ Einzelstücke zu durchsuchen – als ob es nicht genug andere (erst jüngst ausgegrabene) archäologische Objekte in den verschiedenen gut aufgearbeiteten Depoträumen des Museums gäbe, die noch einer Erstinventarisierung harren – um von einer wissenschaftlichen Bearbeitung, die über eine bloße archäologische Ansprache von Einzelobjekten hinausgeht, erst gar nicht zu reden.





Abb. 1 (links): Feinsäuberlich geordnetes Depot im Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte im Schloss Charlottenburg (man beachte den attraktiven Wasserschaden samt untergestelltem Kübel im Bildhintergrund).  
Abb. 2 (rechts): Nicht ganz so sauber geordnete unzuordenbare Metallfunde im gleichen Depotraum.



Abb. 3 (links): Nicht ganz so sauber geordnete unkatalogisierte Funde in einem „Notlagerraum“ im gleichen Depotgebäude.

Abb. 4 (rechts): Lagerung von unkatalogisierten Fundmassen in einem ehemaligen Ausstellungsraum ebenda.



Abb. 5, 6: Säuberlich geordnete Kistentürme mit 1948 aus dem Trümmerschutt der ausgebombten Forschungstelle Lebus des Berliner Museums für Vor- und Frühgeschichte geborgenen Funden – mehrheitlich stark durch den Brand beschädigt, praktisch alle, obwohl vor 1945 katalogisiert, heute unzuordenbar.

Reinhard Bernbeck hat in seinem Beitrag (dieser Band) verschiedene Arten des Sammelns klassifiziert, das Horten hingegen freundlicherweise mir überlassen. Laut seiner Kategorisierung ist das Horten nicht zuletzt durch einen Anspruch auf bzw. das Ziel der dauerhaften Aufbewahrung „für alle Ewigkeit“ ausgerichtet. Das Beispiel des Berliner archäologischen Bombenschutts zeigt das in höchst plakativer Weise und auch gleichzeitig, wie erschreckend ähnlich das Krankheitsbild des zwanghaften Hortens der gängigen archäologischen Praxis ist: jede, aber wirklich auch absolut jede noch so unnütze und kaputte Scherbe, die jemals als archäologisches Objekt definiert wurde, muss um jeden Preis aufgehoben und darf trotz der offenkundigen Absurdität dieses Handelns und der dadurch verursachten massiven Ressourcenverschwendung nicht weggeworfen werden.

Dass das alles auch tatsächlich einen Leidensdruck erzeugt, ist ebenfalls nicht von der Hand zu weisen und hat sich ebenfalls im Kontext der Tagung recht deutlich gezeigt. Junge (und nicht nur junge) KollegInnen klagten, dass auf Grund der Überforderung und Überarbeitung der Sammlungsverantwortlichen der Zugang zu Fundmaterialien alles andere als leicht sei und zunehmend schwerer werde: die SammlungsbetreuerInnen hätten einfach nicht mehr die Zeit, Funde herauszusuchen und den/die die Sammlung besuchenden (angehende/n) WissenschaftlerIn zu beaufsichtigen. Ein Material zur Bearbeitung zu bekommen sei daher alles andere als leicht und behindere manche Studierende sogar in ihrem Studienfortschritt, weil sie nicht rechtzeitig an die Materialien, die sie bearbeiten sollten, herankämen. Für junge AkademikerInnen seien die Zugangshürden oft auch karriereschädigend, weil Publikationen verunmöglichend. Selbst nicht mehr ganz junge KollegInnen klagten über ähnliche Schwierigkeiten. Das Leid der SammlungskuratorInnen selbst bedarf kaum der Erwähnung, diese klagen schließlich nahezu stetig darüber, dass sie weder die notwendigen Mittel noch die notwendige Zeit haben, ihre Sammlungen auch tatsächlich (außer in ihrer Freizeit) wissenschaftlich zu bearbeiten, ja meist nicht einmal um diese Sammlungen auch nur halbwegs angemessen zu erhalten – um das Leid ob und der akuten Gesundheitsgefährdung in z.B. verschimmelnden Depots gar nicht erst zu nennen (z.B. <http://kaernten.orf.at/news/stories/2561582/>, abgerufen 17.6.2013).

Und bei all dem reden wir noch gar nicht von den Kosten für die Aufrechterhaltung dieser und dem praktischen Ausschluss der Öffentlichkeit aus diesen Depots, in denen wir Funde angeblich im Auftrag und Interesse eben dieser Öffentlichkeit aufbewahren, die wir aber nicht an die Funde heranlassen, weil sie die ja sonst "kaputt machen" oder unsere "heilige" Sammlungsordnung und vor allem -ruhe stören könnten. Trotzdem die Depots personell unterbesetzt sind und daher der Öffentlichkeit selbst dann nicht direkten Zugang zu „unserem gemeinsamen kulturellen Erbe“ ermöglichen könnten, wenn sie das wollten, und die gesammelten Objekte auch von tausenden dafür dauerbeschäftigten ArchäologInnen in den nächsten hundert Jahren nicht zur Gänze sinnvoll wissenschaftlich aufgearbeitet werden könnten und daher die Öffentlichkeit auch nicht aus ihrer wissenschaftlichen Auswertung irgendeinen direkten oder indirekten Nutzen ziehen kann, wird hier massenweise teurer Nutzraum verbraucht um "altes Zeug" zu lagern, das niemals wieder irgendjemand außer einer Handvoll ausgewählter ArchäologInnen anschauen wird (wenn es überhaupt noch jemals irgendwer anschaut) und über das praktisch niemals etwas in einer Weise veröffentlicht werden wird, dass auch nur ein interessiertes Mitglied der (nicht-archäologischen) Öffentlichkeit davon profitieren wird.

Und wozu verlangen wir dieses archäologische Horten? Die Begründung überrascht im Kontext des oben dargestellten Krankheitsbildes ganz und gar nicht mehr: diese Objekte, so behaupten wir,

enthalten wichtige Informationen! Diese Informationen werden für zukünftige wissenschaftliche Untersuchungen gebraucht und genutzt werden! Schließlich kann man davon ausgehen, dass sich unsere Methoden in der Zukunft weiter verbessern werden und wir dann aus diesen Objekten Daten auslesen können, die wir uns heute noch gar nicht vorstellen können! Und dafür müssen wir eben alle Objekte für immer und ewig aufheben, wenn sie einmal gefunden wurden.

Spannenderweise – und ganz der oft selektiven Wertbeimessungsstörung von zwanghaften Hortern entsprechend – sehen wir die Notwendigkeit, alle diese „alten Dinge“ zu horten jedoch nur, wenn wir sie als archäologische Funde ansehen: die gleiche römische Münze ist für uns weitgehend bis völlig uninteressant, wenn sie seit 500 Jahren in einer privaten Sammlung liegt; liegt sie hingegen im Boden ist sie ein unendlich wichtiger archäologischer Fund der einer staatlichen Sammlung einverleibt werden muss. Und ehe Sie nun sagen, dass es ja um den Kontext geht, nicht um die Fundobjekte selbst: soll auf einem im Krieg ausgebombten Gründerzeithaus gebaut werden, ist jedes Bruchstück seiner ehemaligen Einrichtung oder Innenverzierung offenbar (wenigstens nach der archäologisch-denkmalspflegerischen Gesetzgebung in den meisten deutschsprachigen Ländern) ein unendlich wichtiger archäologischer Fund, der unbedingt ausgegraben und staatlichen Depots einverleibt werden muss – während das am Nachbargrundstück noch stehende Gründerzeithaus, dessen Einrichtung und Innenverzierung nur seit dem Krieg langsam verkommen sind, eine Schande ist die dem Bagger zum Opfer fallen und durch einen schönen modernen Neubau ersetzt werden darf, ja sogar soll, ohne dass wir irgendwie das Bedürfnis haben die nur abgekommene aber erhaltene Einrichtung und Dekoration dem Bestand eines archäologischen Depots einzuverleiben (obwohl Baudenkmalspfleger das anders sehen mögen und das Gebäude eventuell als Baudenkmal erhalten wollen werden). Es ist also nicht so sehr der archäologisch-historische Kontext, um den es geht, – denn dieser ist beim noch erhaltenen Gebäude natürlich viel besser erhalten und dokumentierbar als beim zerstörten – sondern darum, dass das betreffende Zeug ausgegraben wurde, das es scheinbar zum unendlich wertvollen archäologischen Schatz macht, den wir unbedingt für alle Ewigkeit aufheben müssen.

Aber müssen wir wirklich alle archäologischen Funde aufheben, bis hin zu den sekundär gebrannten und nicht mehr zuordenbaren Altfunden aus dem Trümmerschutt von im 2. Weltkrieg ausgebombten archäologischen Forschungsstätten? Tatsächlich erscheint die Wahrscheinlichkeit dafür, dass wir alle brauchen, sehr gering – nicht zuletzt, weil das, was sich bis heute erhalten hat, ohnehin nur ein Bruchteil aller ehemals vorhandenen Dinge ist, d.h. wir bereits mit einem Material arbeiten, dass durch zahlreiche „archäologische Filter“ bereits massiv selektiert ist. Wir arbeiten also von Anfang an nur mit einem Bruchteil der ursprünglich existenten Materialkultur; und es würde daher vollständig genügen, wenn wir nur einen Bruchteil dieses Bruchteils, ein Subsample des auf uns gekommenen Samples, für weitere – zukünftige – Forschungen aufheben würden. Gerade in Anbetracht der überaus großen und *de facto* wissenschaftlich unbewältigbaren Materialmenge, die auf uns gekommen ist, wäre es also bei vernünftiger Betrachtung weit sinnvoller strategisch auszuwählen, was wir tatsächlich zukünftig wahrscheinlich noch brauchen können, und alles andere auf die eine oder andere Weise zu entsorgen (dazu noch mehr später).

Nun kann, wie bereits anfänglich gesagt, eine Wissenschaft nicht geisteskrank sein, weil sie keinen „Geist“ im engeren Sinn hat. Wie kann es also dazu kommen, dass das Sozialverhalten der Wissenschaft Archäologie im deutschsprachigen Raum alle Symptome einer pathologischen Zwangsstörung aufweist?



## Ein Beispiel aus der fachlichen Kindheit: Moriz Hoernes (1852-1917)

Die Archäologie als Disziplin hat bekanntermaßen eine Fachgeschichte, mit „Vätern“ des Faches, deren Ansichten, epistemologische und methodische Vorgaben das Fach seitdem stark beeinflusst haben (siehe dazu Biehl et al. 2002; Härke 2000; Mante 2007; Gramsch & Sommer 2011; und auch z.B. Karl 2010). Den Weg zu einer Erklärung der Symptome des zwanghaften Hortens in der deutschsprachigen Archäologie findet man daher eventuell am leichtesten dadurch, dass man in der fachlichen „Kindheit“ beginnt – denn in dieser Treten auch bei Menschen die Symptome des zwanghaften Hortens oft erstmals auf.

Als Fallbeispiel eines dieser „Väter“ der deutschsprachigen Archäologie möchte ich kurz etwas genauer auf Moriz Hoernes (1852-1917) eingehen, den ersten Professor für Ur- und Frühgeschichte an einer deutschsprachigen Universität, Gründer der „Wiener Schule“ der prähistorischen Archäologie und – da sich seine Tätigkeit noch zur Zeit der k.k. Donaumonarchie entfaltete – Begründer dieses universitären Faches in weiten Teilen Mitteleuropas. Nach einem Studium der klassischen Philologie und Archäologie an der Universität Wien arbeitete er ab 1885 als Volontär, dann ab 1889 als Assistent am Naturhistorischen Museum in Wien, wo er auch 1904 zum Kustos II. Klasse befördert wurde. 1892 habilitierte er sich an der Universität Wien mit der Schrift *Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stand der Wissenschaft* (Hoernes 1892) für das Fach prähistorische Archäologie und begründete damit diese akademische Disziplin in der k.k. Monarchie. 1899 wurde ihm für dieses Fach eine unbesoldete außerordentliche Professur verliehen, 1907 diese zu einer besoldeten umgewandelt und 1911 wurde er schließlich zum ordentlichen Professor für dieses Fach befördert. Wie das österreichische biografische Lexikon es sehr schön ausdrückt: *„Von der klass. Archäol. her gewohnt, dem Denkmal besondere Aufmerksamkeit zu schenken, wurde er zum suchenden, ordnenden und gliedernden Typologen, den das formale und künstler. seiner Objekte besonders fesselte.“* und *„H., erster Ordinarius für Urgeschichte an einer mitteleurop. Universität, verhalf ihr als method. unterbauter Disziplin zur Anerkennung; ohne sein Wirken wäre der spätere Aufstieg der Urgeschichte nicht möglich geworden.“* (Österreichische Akademie der Wissenschaften 2011, 368-9).

Insbesondere seine in seiner einschlägigen Habilitationsschrift entwickelte Methode ist von eminenter Bedeutung, nicht zuletzt weil, wie es auf der deutschsprachigen Wikipedia ausgedrückt wird, er *„der führende und richtungweisende Urgeschichtler seiner Zeit in Österreich“* war, dessen *„Arbeitsmethode ... durch Oswald Menghin, Richard Pittioni und Herwig Friesinger weitergeführt und verfeinert“* wurde ([http://de.wikipedia.org/wiki/Moriz\\_Hoernes\\_\(Prähistoriker\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Moriz_Hoernes_(Prähistoriker)), abgerufen 18.6.2013). Die Grundlagen von Hoernes Methode sind einerseits die Kulturkreislehre (Rebay-Salisbury 2011), d.h. ein klassisch ‚kulturgeschichtlicher‘ Zugang zur archäologischen Materialkultur, der später stark durch die von Wilhelm Schmidt 1895 begründete *Wiener Schule der Ethnographie* beeinflusst wurde, und andererseits der Positivismus, der im späten 19. Jahrhundert an der Universität Wien sehr populär war, wo sogar ebenfalls 1895 der bedeutende Physiker und (positivistische) Wissenschaftstheoretiker Ernst Mach eine neu geschaffene Professur für *Philosophie, insbesondere Geschichte der induktiven Wissenschaften* erhielt. Insbesondere diese erkenntnistheoretische Ausrichtung ist von besonderer Bedeutung, denn der Positivismus geht von zwei ganz grundlegenden Annahmen aus, die in weiterer Folge wichtige logische Konsequenzen haben, die sich letztendlich ganz direkt im oben beschriebenen Symptombild niederschlagen und ihren praktischen Ausdruck finden.

Diese beiden Grundlagen sind die Folgenden: Erstens das Postulat des erkenntnistheoretischen **Primats der Daten**, zweitens die Annahme, dass **mittels induktiver logischer Schlüsse „positive Beweise“** geführt werden können, die **wissenschaftliche Wahrheitserkenntnis** ermöglichen. „Generalisierungen“, d.h. auf rationalem Weg und nicht auf Basis induktiver Synthesen von Beobachtungen erstellte Theorien bzw. Hypothesen, werden hingegen als „unwissenschaftlich“ generell abgelehnt.

Hoernes spricht diese Grundlagen auch ganz deutlich in seiner Habilitationsschrift an und aus. So schreibt er ganz allgemein, dass „...Anfang und Fortschritt...“ in der Urgeschichtswissenschaft in „...der Beobachtung nackter Tatsachen, im Aneinanderreihen der einzelnen an sich geringfügigen Wahrnehmungen zu unerschütterlichen Erkenntnissen...“ (Hoernes 1892, 43) liegen würden. Die Betonung des Primats der Daten, der Beobachtung dieser Daten und ihre synthetische Zusammenfügung zu einer Wahrheitserkenntnis über die Urgeschichte kommen hier ganz deutlich zum Ausdruck. Ebenso deutlich wird er in seiner Darstellung der historischen Entwicklung der Wissenschaft von der Urgeschichte des Menschen, wo er zur „neuen Urgeschichte“, die nach seiner Darstellung ab etwa den 1860ern zum Durchbruch kam, festhält: „Man proklamierte mit Entschiedenheit die Geltung der induktiven – d.h. bei emsiger Detailarbeit zuwartenden, aller subjektiven, von oben herab generalisierenden Einflüsse entkleideten – naturwissenschaftlichen Methode für dieses neue Wissensgebiet.“ (Hoernes 1892, 36). Die Ablehnung von „Generalisierungen“, von „oben herab“ ans Material herangeführten Hypothesen, ist hier ebenso deutlich zu erkennen wie die Hervorhebung, dass in der Archäologie nur induktive, also synthetische, Schlüsse „methodisch zulässig“ seien.

Hoernes ist hierin auch keineswegs allein, ja er ist nicht einmal originell, wenn er diese Forderungen erhebt. Vielmehr beruft er sich auf einen im deutschen Sprachraum wenigstens ebenso, wenn nicht noch bedeutenderen, „Vater“ der Archäologie, nämlich Rudolf Virchow, den er zur Unterstützung seines Wunsches auf die „...Hilfsmittel der Beobachtung und des Experiments...“ zu bauen und in den anthropologischen Wissenschaften (zu denen beide selbstverständlich auch die Urgeschichte zählen) „...fortan ohne Hypothesen, ohne ‚Schulden‘ auf rein induktivem Weg...“ (Hoernes 1892, 70) vorwärts zu schreiten, direkt zitiert. Und im späten 19. Jahrhundert war all das auch am neuesten Stand der Wissenschaft, war der Positivismus nahezu universell als „die Methode“ wissenschaftliche Wahrheitserkenntnis zu erreichen akzeptiert und anerkannt.

## **Eine kurze fachliche Familiengeschichte: die „Wiener Schule“**

Väter haben natürlich Kinder, und gerade im universitären Bereich sind diese nicht nur dem häuslichen Erziehungsprozess ihrer Eltern unterworfen, sondern gehen gleichzeitig auch noch in eine von ihren fachlichen Eltern geleitete „höhere Schule“, die nicht zuletzt auch dazu dient, ungehorsame und vor allem unbelehrbare Kinder auszusortieren. Włodimierz Rączkowski hat dies vor kurzem in nicht zu übertreffender Prägnanz ausgedrückt: „...the highly hierarchised system of science (including archaeology) in Germany ... and other countries affects the knowledge produced ... High in the hierarchy are scholars who have knowledge ... Their knowledge is positivistic, they are convinced that science (archaeology) uncovers the truth about the past. ... Positivistic truth is singular and absolute, objective and irrefutable. ... Moreover, this group is also equipped with ... means of evaluation (repression) of those who try to infiltrate it. Thus, what is the prescription for a

*successful academic career? ... Accept the theoretical foundations, the tools and scientific procedures as used by your masters because they ... will be positively evaluated... In this way the masters clone themselves (at least as far as archaeological procedures are concerned).“ (Rączkowski 2011, 206).*

Die fachliche „Familiengeschichte“ der Wiener Ur- und Frühgeschichte folgt diesem von Rączkowski beschriebenen Konditionierungsmuster in allen Belangen, ja stellt im deutschen Sprachraum vielleicht sogar das Paradebeispiel schlechthin für diese theoretisch-methodologische Selbstreproduktion akademischer Lehrer in ihren akademischen Schülern dar. Hoernes späterer Nachfolger, Oswald Menghin (1888-1973), studierte von 1906 bis 1910 bei Hoernes, wurde 1913 in Wien 1913 für Urgeschichte des Menschen habilitiert und übernahm nach Hoernes Tod 1917 dessen Wiener Lehrstuhl, den er bis 1945 innehatte, als er auf Grund seiner Rolle als Unterrichtsminister in der Seyß-Inquart-Regierung (der „Anschlussregierung“) interniert wurde, bis er schließlich 1948 nach Argentinien emigrieren konnte. Dass Menghin ein Hauptvertreter der von Schmidt und Hoernes geprägten Kulturkreislehre war, kann als bekannt vorausgesetzt werden (Kromer 1994). Menghins späterer Nachfolger, Richard Pittioni (1906-1985), wiederum studierte von seinem Studienbeginn 1927 bis zu seiner Promotion 1929 bei Menghin und wurde 1932 in Wien für prähistorische Archäologie habilitiert (Urban 2006). Auf diesen wiederum folgten Fritz Felgenhauer (\*1920) und Herwig Friesinger (\*1942), die ebenfalls in Wien Ur- und Frühgeschichte studiert hatten, und später Andreas Lippert (\*1942), für den das Gleiche gilt. Auch die weiteren Institutsvorstände des Wiener Instituts mit Ausnahme der derzeitigen Vorständin, nämlich Clemens Eibner (\*1942), Falko Daim (\*1953) und Otto H. Urban (\*1953), absolvierten ihr Studium jeweils in Wien, ebenso wie die Mehrheit des sonstigen Lehrpersonals am dortigen Institut für Ur- und Frühgeschichte. Wie sich an einer Analyse einer Stichprobe wissenschaftlicher Publikationen der genannten (und zwei weiterer Mitglieder der „Wiener Schule“) seit 1945 in Wien tätigen Prähistoriker zeigt (Abb. 7), kennzeichnet sich deren wissenschaftliche Tätigkeit durchgehend durch eine hochgradige Absenz theoretisch-methodischer Selbstreflexion. Allen diesen „Hoernes-Söhnen“ ist daher auch die weitgehend bis völlig unreflektierte Weiterführung seines wissenschaftlichen Ansatzes gemein, samt dessen epistemologischen und methodischen Grundlagen (Karl 2004; 2010). Ob ungehorsame und vor allem theoretisch und methodisch „unbelehrbare“ Kinder in dieser Zeit aussortiert wurden, soll an dieser Stelle nicht weiter besprochen werden.

Die positivistischen Grundlagen von Hoernes „Methode“ wurden dadurch allerdings nicht nur reproduziert. Vielmehr wurde Hoernes „Methode“ von jeder neuen Generation von SchülerInnen weitestgehend unkritisch als richtige (lies: „einzig wahre“) Grundlage archäologischer Forschung akzeptiert und angewandt. Es wurde weder die Notwendigkeit gesehen Hoernes Methode im Licht neuer (nicht zuletzt auch erkenntnistheoretischer) Entwicklungen zu reflektieren (und gar – z.B. nach der weitgehenden logischen Vernichtung des Positivismus Wiener Prägung durch Popper 1935 – eventuell gänzlich zu verwerfen oder wenigstens neu zu überdenken), geschweige denn auch nur genauer zu diskutieren, noch gab es Diskussionen über sie. Stattdessen wurde „die Methode“ durch wiederholte Anwendung in der Praxis vermittelt und erlernt und damit zu einem fachlichen Habitus, einer orthodoxen Praxis im Sinne Pierre Bourdieus (1977, 168-70), die nicht nur den fachlichen Diskurs fundamental beschränkt und alle „Abweichung“ vom „richtigen“ Denken zur Häresie macht, sondern auch (wenigstens für die Praxisgläubigen) alle anderen Herangehensweisen unvorstellbar macht. Damit wurde „die Methode“ von Hoernes in Österreich zum fachlichen Dogma, das nötigenfalls auch von den universitären HohepriesterInnen und WächterInnen der Glaubensreinheit mit allen Mitteln verteidigt wird, wenn es HäretikerInnen infrage zu stellen wagen.

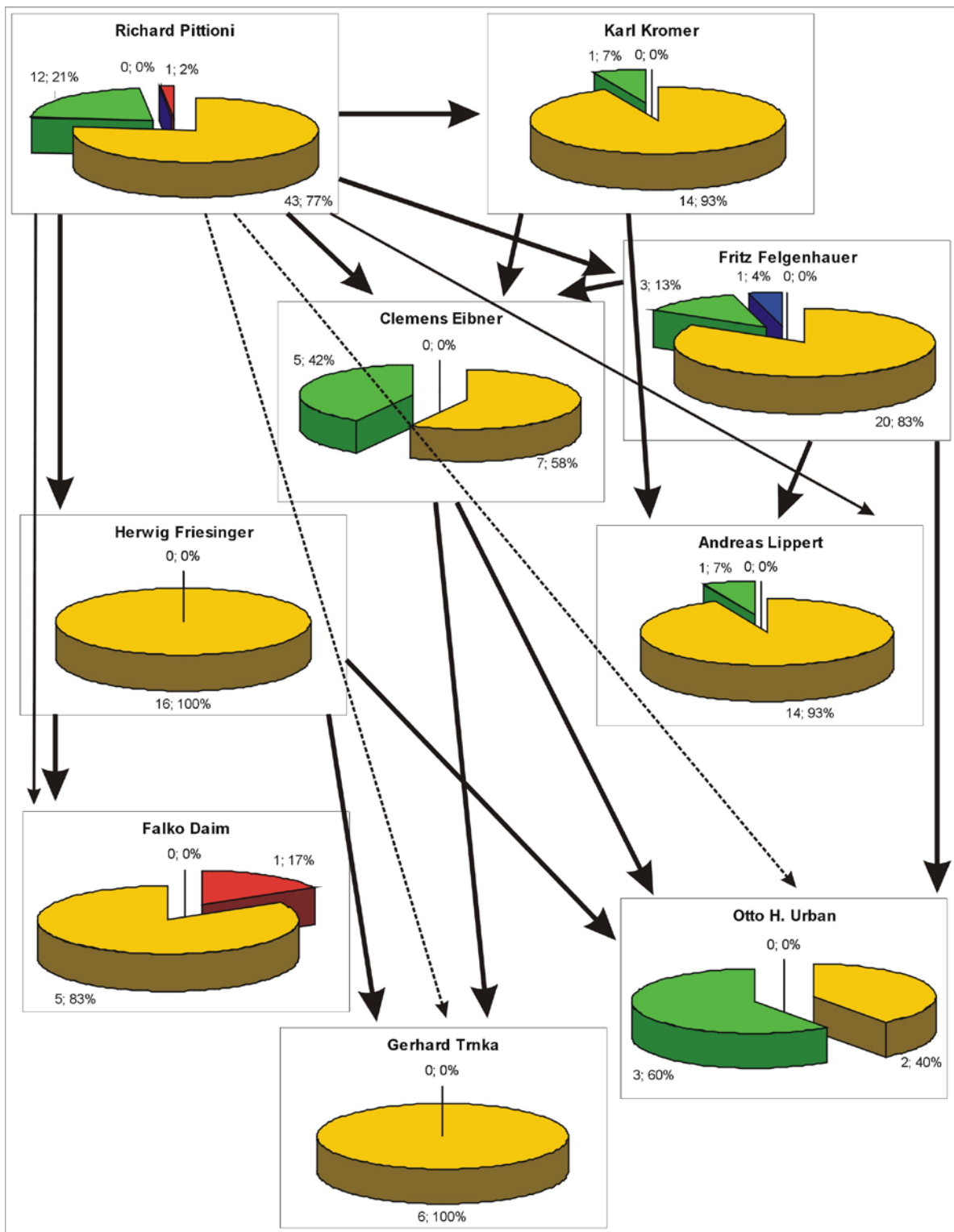


Abb. 7: Grad theoretisch-methodischer Selbstreflexion in zufällig ausgewählten Publikationen von Mitgliedern der „Wiener Schule“ seit 1945 und ihre Verbindungen durch die Lehre (adaptiert nach Urban 1996, 10). Fett durchgezogene Pfeile bedeuten starke, gestrichelte Pfeile schwache Verbindungen. Gelb dargestellt sind weitgehend selbstreflexionslose Werke stark positivistischer Prägung, grün Arbeiten, die ein geringes Maß an Selbstreflexion zeigen, blau Arbeiten mit expliziter Theoriereflexion und rot solche nahezu ausschließlich theoretischen Inhalts (Karl 2004, 278).

Die daraus folgende Gleichschaltung des fachlichen Denkens bei gleichzeitiger Aussortierung (der Mehrheit) der Andersdenkenden hat, wo sich aus den positivistischen Grundlagen Wertzuweisungen

an Dinge und praktische Handlungsanweisungen für den Umgang mit Dingen ergeben, ganz unmittelbare Konsequenzen, insbesondere auf der Ebene der Disziplin und ihrer institutionellen Einrichtungen; und natürlich damit unmittelbar verbunden auf das disziplinäre, institutionelle Handeln. Denn die Gleichschaltung in Wertzuweisung und Handlungsmaximen bewirkt, dass sich fachliche Institutionen und die diese in Handlungsentscheidungen vertretenden natürlichen Personen durch ihre gleichartigen Wertzuweisungen und ihr gleichgerichtetes Handeln gegenseitig bestätigen und bestärken und somit außerhalb des fachlichen Kontextes irrational erscheinendes Handeln als dennoch fachlich „richtig“ ausweisen (weil alle anderen gleichartigen Institutionen und deren entscheidungsbefugte VertreterInnen das ja auch so machen, es kann also nicht falsch sein) – wodurch sich eine zusätzliche Symptomverstärkung ergibt. Und die bereits im Vorfeld erfolgte Ausscheidung der Andersdenkenden entfernt bereits vorab jene „Verwandten“, die – auf Grund ihrer anderen, im gesellschaftlichen Vergleich „normaleren“, Wertzuweisungen – symptommoderierend eingreifen könnten oder wenigstens durch ihr eigenes, anders gerichtetes Handeln in ihrem eigenen Wirkungsbereich ein gewisses innerfachliches Korrektiv bieten könnten, das letztlich ebenfalls symptommildernd wirken würde (weil dann eben nicht alle Anderen es auch so machen, sondern im Fach auch alternative Wertzuweisungen und Handlungsstrategien beobachtbar sind).

## Die „Wiener Schule“ der Gegenwart

Dass „die Methode“ von Hoernes auch tatsächlich bis in die Gegenwart überlebt hat und auch nicht bloss auf die „Wiener Schule“ beschränkt ist, sondern Hoernes, seine Methode und die „Wiener Schule“ bloß ein repräsentatives Beispiel für den deutschen Sprachraum insgesamt sind, sei auch noch anhand eines konkreten Beispiels aus der Gegenwart kurz dargestellt. Die im vorherigen Abschnitt erläuterte nahezu vollständige Absenz von theoretischer Selbstreflexion, die letztendlich eine direkte Folge des von Rączkowski (2011, 206) beschriebenen und soeben an einem konkreten Beispiel illustrierten fachlichen Selbstreproduktionsprozesses ist, führt nämlich bis in die Gegenwart zur Ablehnung nicht-positivistischer Epistemologien als zulässige „Methoden“ für den wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn in der deutschsprachigen Archäologie.

Als konkretes Fallbeispiel sei hier ein Zitat aus einem Bescheid in einem jüngeren Habilitationsverfahren an der Universität Wien für das Fach Ur- und Frühgeschichte gebracht. Der Bescheid stammt mittelbar von einem AutorInnenkollektiv (der Habilitationskommission), dem die bereits oben genannten Andreas Lippert und Otto H. Urban und als weitere Fachvertreter die ebenfalls „Wiener Schülerin“ seiende Alexandra Krenn-Leeb sowie die in Deutschland (Bonn und München, Habilitation in Hamburg) akademisch ausgebildete klassische Archäologin Marion Meyer angehörten. Dieses AutorInnenkollektiv stützte sich dafür wiederum auf ein Gutachten der ebenfalls in Deutschland (Marburg und Bonn, Habilitation in Berlin) ausgebildeten Claudia Theune-Vogt, nun ebenfalls Professorin (für historische Archäologie) in Wien, in dem die folgende Formulierung bereits in sehr ähnlicher Form erscheint. Konkret wird darin angesprochen, dass eine auf radikal konstruktivistischer Epistemologie beruhende ur- und frühgeschichtliche wissenschaftliche Arbeit allein auf Grund der Tatsache, dass sie auf konstruktivistischer Epistemologie beruht, in der Ur- und Frühgeschichte nicht als methodisch einwandfrei betrachtet werden kann, und zwar mit der folgenden genaueren Begründung: Es *„... ist zu sagen, dass der Konstruktivismus in manchen Disziplinen durchaus von Bedeutung sein mag... In der in erster Linie auf archäologischen Quellen*

**aufbauenden Ur- und Frühgeschichte kann er dagegen kaum neue wissenschaftliche Erkenntnisse bringen, sondern höchstens zu pauschalen oder spekulativen Aussagen führen.** Für den Fall, dass diese sich **durch archäologische Verifikation bestätigen** ließen, könnte das eventuell von Bedeutung sein.“ (Beischeid der Universität Wien zu ZI/Habil 02/161/2006/07 vom 28.11.2008, 10; Hervorhebungen RK). In ihrem diesem Argument zu Grunde liegenden Gutachten äußert sich Theune-Vogt noch viel eindeutiger: „Eine Untersuchung, die unter solchen [Anmerkung RK: radikal konstruktivistischen] Grundannahmen steht, kann nicht als methodisch einwandfrei bezeichnet werden...“ (Gutachten Theune-Vogt vom 6.9.2007 im Verfahren der Universität Wien zu ZI/Habil 02/161/2006/07, 2).

An derartigen Aussagen lassen sich alle Kernmerkmale des von Hoernes in Österreich und Virchow und anderen „Vätern“ der Archäologie in Deutschland als epistemologische Grundlage des Fachs eingeführten Positivismus deutlich ablesen. Die als für die Archäologie angeblich unbrauchbare Epistemologie eines radikalen Konstruktivismus wird aus drei hauptsächlichen Gründen abgelehnt, die exakt die Vorgaben von Hoernes in seiner „Methode“ spiegeln: erstens baue die Ur- und Frühgeschichte in erster Linie auf (archäologischen) Quellen auf – ganz exakt wie Hoernes (1892, 43) den Ursprung archäologischer Erkenntnis „in der Beobachtung nackter Tatsachen“ sehen will. Wir haben hier also einen ganz klaren Verweis auf das typisch positivistische Primat der Daten für den Erkenntnisgewinn. Zweitens könne der Konstruktivismus in der Ur- und Frühgeschichte höchstens zu pauschalen Aussagen führen – ganz wie Hoernes (1892, 36) für seine Methode alle Generalisierungen explizit ablehnt. Hier finden wir also die Ablehnung von Hypothesenbildung auf Basis rationaler Überlegung, wie sie ebenfalls ganz typisch für den Positivismus ist. Und schließlich folgt drittens der Verweis darauf, wie konstruktivistisch erreichte Ergebnisse vielleicht doch noch Bedeutung erhalten könnten, nämlich wenn sie sich durch archäologische Verifikation, also einen archäologischen Wahrheitsbeweis, bestätigen ließen – ganz wie Hoernes (1892, 36, 43) durch induktives Aneinanderreihen von Beobachtungen zu unerschütterlicher (lies: „wahrer“) Erkenntnis gelangen will. Auch hier finden wir wieder den für die deutschsprachige Archäologie typischen „grenzenlosen Positivismus“ (Atzbach 1998, 4; cf. auch Narr 1966, 382; Girtler 1976; Karl 2004; 2010; Rączkowski 2011, 206) in der Forderung nach dem positiven Beweis, der eventuell aus „pauschalen und spekulativen“ Aussagen doch noch etwas für die Archäologie Nützliches machen könnte. Kurz gesagt: eine nicht positivistische epistemologische Herangehensweise an ein archäologisches Problem ist auch in der Gegenwart der „Wiener Schule“ – und nicht nur dieser – archäologisch methodisch nicht einwandfrei, weil sie nicht positivistisch ist.

Dass an dieser Aussage und Argumentation auch zwei deutsche Archäologinnen, die nicht „Wiener Schülerinnen“ sind, mit beteiligt sind, zeigt wiederum deutlich, dass das Problem nicht nur auf die „Wiener Schule“ beschränkt ist, sondern ein allgemeineres deutschsprachiges Archäologieproblem darstellt: auch wenn man in einer Kombination aus Bonn, Marburg, München, Berlin und Hamburg Archäologie gelernt hat, wurde man offenkundig zur archäologischen logischen Positivistin deutschsprachiger Prägung ausgebildet, ebenso gut als ob man in Wien in „die Methode“ von Hoernes eingeführt worden wäre. Es replizieren sich also nicht nur die „alten Meister“ in ihren SchülerInnen, sondern es existiert im gesamten deutschen Sprachraum ein (epistemologisch und) methodisch gleichgerichtetes archäologisches Denken.



## Positivistische Wahrheitsbeweise und ihre Ding-Konsequenzen

Es scheint nun angebracht den Positivismus noch etwas genauer unter die Lupe zu nehmen. Unter positivistischer Erkenntnistheorie ist die Voraussetzung für wissenschaftliche Erkenntnis (und damit für methodisch korrekt erzeugte wissenschaftliche Aussagen) die **Verifikation** von Wissen bzw. wissenschaftlichen Aussagen durch **Beweise** oder „positive Befunde“. In jeder wissenschaftlichen Beweisführung gilt dabei das **Primat der Daten**: als Beweisgrundlage gilt die **Beobachtung von „Evidenzen“**, also der uns umgebenden Welt durch unsere Sinnesorgane. Der Positivismus nimmt dafür an, dass die menschlichen Sinne es ermöglichen objektiv wahre Beobachtungen zu machen und mittels dieser Beobachtungen essentielle Eigenschaften der beobachteten Dinge zu erkennen. Diese essentiellen Eigenschaften werden in der Folge in Form von Beobachtungssätzen expliziert, d.h. ein wahrer Beobachtungssatz beschreibt korrekt die essentiellen Eigenschaften eines beobachteten Dings. Ein **formal und inhaltlich richtiger Beobachtungssatz** gilt daher **als wahr**, nicht zuletzt weil er (wenigstens theoretisch) durch einen beliebigen anderen Beobachter nachvollzogen werden kann; und stellt somit einen „positiven Befund“, einen Beweis dar. Ein zu demonstrativen Zwecken vereinfachtes Beispiel ist der Beobachtungssatz (BS): **BS<sub>1</sub>: Dieser Schwan (Abb. 8) ist weiß**.



Abb. 8: Schwan (Bild: PantherTom, [http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Schwan\\_2010-03-21.jpg](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Schwan_2010-03-21.jpg), abgerufen 19.6.2013)

Durch die wiederholte Beobachtung von Dingen in unserer Umwelt lässt sich aus diesem einzelnen, als wahr geltenden Beobachtungssatz gemäß positivistischer Epistemologie auch verallgemeinertes Wissen ableiten, indem nämlich zahlreiche unabhängig voneinander erstellte, gleichartige Beobachtungssätze synthetisch miteinander zu einer allgemeingültigen bzw. Allaussage (AS) verbunden werden. Neuerlich als demonstratives Beispiel, wenn wir davon ausgehen, dass wir eine beliebig große Anzahl unabhängig voneinander erstellter wahrer Beobachtungssätze vorliegen haben, die essentiell inhaltsgleich sind, wie z.B. **BS<sub>1-n</sub>: Dieser Schwan ist weiß**, dann können wir diese jeweils wahren Beobachtungssätze synthetisch mittels eines logischen **Induktionsschlusses** zu einer Allaussage verbinden, nämlich zur Aussage **AS: Alle Schwäne sind weiß**. Nachdem jeder einzelne ihr zu Grunde liegende Beobachtungssatz für sich wahr ist (wie Sie auf Abb. 8 leicht nachvollziehen können, indem Sie einfach nachschauen), sollte nach dieser Logik auch die daraus abgeleitete Allaussage wahr sein. Es ist also im Sinne des Positivismus dadurch, dass man sich alle Schwäne angeschaut hat und alle weiß waren, positiv bewiesen, dass die Aussage „Alle Schwäne sind weiß“ auch wahr ist.

Es gibt damit bloß ein einziges, klitzekleines Problem: diese sehr schön anmutende Methode des positiven Wahrheitsbeweises für eine wissenschaftliche Aussage funktioniert (wie bereits um 1740 David Hume gezeigt hat; Hume 2000, 61-5, 89-97) dann und nur dann, wenn der Induktionsschluss eine **Vollinduktion** darstellt, d.h. auf **allen** (wahren) **Beobachtungen** basiert. Tut er das nämlich nicht, ist kein Wahrheitsbeweis erbracht, weil schon die nächste Beobachtung zeigen kann, dass die abgeleitete Allaussage eben nicht wahr ist, z.B.: **BS<sub>n+1</sub>: Dieser Schwan (Abb. 9) ist schwarz.**



Abb. 9: Schwan (Bild: © 2009 Fir0002/Flagstaffotos, [http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Black\\_swan\\_jan09.jpg](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Black_swan_jan09.jpg), abgerufen 19.6.2013)

Auf der logisch zwingenden Notwendigkeit der Vollinduktion für positive induktive Beweise beruht letztlich die in der Archäologie im deutschen Sprachraum übliche Forderung nach Vollständigkeit der Quellenaufnahme, die als Vorbedingung dafür gilt, dass eine archäologische Arbeit als methodisch einwandfrei durchgeführt betrachtet werden kann. Nur am Rande bemerkt sei, dass diese Forderung natürlich epistemologisch völliger Unsinn ist, der in erster Linie zeigt, wie wenig man in der deutschsprachigen Archäologie die (epistemo-) logischen Grundlagen „der Methode“ des Faches verstanden und reflektiert hat: denn für die echte Vollinduktion ist natürlich nicht nur die Beobachtung aller bekannten und derzeit gerade vorhandenen Daten notwendig, sondern tatsächlich die Beobachtung aller jemals existiert habenden und existieren werdenden Daten – hat man nicht wirklich alle Dinge angeschaut, die es jemals gegeben hat und geben wird um seine synthetische Schlussfolgerung zu ziehen, dann handelt es sich bei dem Induktionsschluss immer bloß um eine Teilinduktion; und eine Teilinduktion kann aus den schon von Hume (2000, 61-5, 89-98) dargestellten Gründen niemals einen einwandfreien positiven logischen Beweis erbringen. Damit ist der Positivismus in der Archäologie von vornherein zum Scheitern verdammt: er kann auch nicht zu mehr führen als zu „*pauschalen oder spekulativen Aussagen*“.

Nichtsdestotrotz glauben viele deutschsprachige ArchäologInnen eben, Virchow, Hoernes und den anderen „Vätern“ der deutschsprachigen Archäologie brav und unkritisch und vor allem epistemologisch unreflektiert folgend, immer noch daran, dass wir auf Basis der Beobachtung von Daten und deren synthetischer Zusammenfügung mit archäologischen Mitteln positive Wahrheitserkenntnis erreichen können. Und das erklärt, weshalb wir alle archäologischen Funde horten zu müssen glauben:

Eine (zwar nicht wirklich die logischen Notwendigkeiten dafür verstehende, aber dennoch oder gerade deswegen) **positivistische Archäologie** wie die deutschsprachige **braucht** um ihr Ziel der „archäologischen Verifikation“, der positiv bewiesenen archäologischen Wahrheitserkenntnis, ganz

„...ohne Hypothesen, ohne ‚Schulden‘ auf rein induktivem Weg...“ (Virchow zitiert bei Hoernes 1892, 70) auch tatsächlich erreichen zu können, die **Vollständigkeit aller „wahrer“ Beobachtungen über die archäologischen Dinge**, denn das ist logisch zwingende Voraussetzung **für das Funktionieren „wahrer“ induktiver Schlüsse**. Sie braucht darüber hinaus auch deshalb alle archäologischen Dinge, und zwar für alle Zukunft, um sicherstellen zu können, dass die „wahren“ Beobachtungen der Vergangenheit auch zukünftig wiederholbar bleiben und gegebenenfalls – wenn sich später einmal herausstellt, dass alte Beobachtungen nicht ausreichend vollständig waren um alle essentiellen Eigenschaften der beobachteten Dinge erkannt zu haben oder neue Methoden verfügbar werden, die Beobachtungen zuvor unbeobachtbarer Eigenschaften der Dinge ermöglichen – zu späterer Zeit auch „neue“ Beobachtungen dieser Dinge vornehmen zu können. Nicht zuletzt deshalb ist die normale Forderung zur Entscheidung von wissenschaftlichen Meinungsverschiedenheiten das *ad fontes* (z.B. Trachsel 2008, 97), der Regress auf die neuerliche (eigene) Beobachtung der Originalquellen um selbst nachvollziehen zu können, welche wissenschaftliche Meinung auf „wahren“ Beobachtungen aufbaut und welche nicht.

Daraus folgt nun logisch zwingend eine ganz bestimmte Wertzuweisung an archäologische Dinge: ist ein beliebiges Ding erst einmal (aus welchen Gründen auch immer) als „archäologisch“ bestimmt, wird es zur Quelle (potentieller) archäologischer Beobachtungen (ob diese nun gleich oder erst irgendwann in ferner Zukunft angestellt werden sollen). Und nachdem die deutschsprachige Archäologie als Disziplin glaubt, dass die Vollständigkeit von Beobachtungen eine notwendige Voraussetzungen für derzeitige oder künftige archäologische Wahrheitserkenntnis ist, ergibt sich logisch zwingend, dass jedes konkrete archäologische Ding einen unendlich hohen Wert hat: es ist für jetzt und alle Zukunft absolut unverzichtbar, weil es unverzichtbare Daten enthält, die für alle Zukunft beobachtbar bleiben müssen. Damit ist es natürlich nicht (mehr) möglich, zwischen wertvollen und wertlosen, zwischen brauchbaren und unbrauchbaren archäologischen Dingen zu unterscheiden, zwischen archäologischen Dingen die man tatsächlich aufheben muss oder wenigstens aufheben sollte, und solchen, die man entsorgen kann oder sogar sollte.

## **Zwanghaftes Horten als Folge der epistemologischen Grundlage**

Die Massendinghaltung in der Archäologie folgt damit logisch zwingend direkt aus den epistemologischen Grundlagen unseres Faches; Grundlagen die noch dazu aus logischen Gründen ebenso zwingend völlig unhaltbar sind: bei vernünftiger Betrachtung muss klar sein, dass in einer Wissenschaft, deren Quellenbasis auf Grund des zeitbedingten unvermeidbaren Datenverlusts durch Quellenverfall und natürliche und humangenerierte Quellenerosion, logisch zwingende, positive Beweise durch Induktionsschlüsse nicht möglich sein können, weil die essentielle Unvollständigkeit der Quellen die Vollinduktion unmöglich macht und Teilinduktion aus logisch zwingenden Gründen niemals positive Beweise erbringen kann. Alle erhaltenen Quellen aufzuheben und zu untersuchen erlaubt daher in der Archäologie keinesfalls einen privilegierten Zugang zur Wahrheitserkenntnis und hat daher auch keinen Sinn.

Damit fällt jedoch die Begründung, warum man alle archäologischen Dinge aufheben müsse, gänzlich weg: wenn man sowieso niemals alle Quellen beobachten kann, die man bräuchte, braucht man auch nicht alle aufheben, derer man habhaft werden kann. Es genügt vielmehr völlig ein repräsentatives Sample der erhaltenen Quellen aufzuheben, das groß genug sein muss um, wie es

Rainer Atzbach bereits ausgedrückt hat, den „Fehler der kleinen Zahl“ (Atzbach 1998, 4) bei statistischen Auswertungen ausschließen zu können. Damit ist nicht mehr jedes archäologische Ding unendlich wertvoll und eine Unterscheidung zwischen wertvoll und wertlos, zwischen nützlich und (weitgehend bis völlig) nutzlos wird möglich, ja sogar notwendig.

Somit erweist sich die Massendinghaltung in der deutschsprachigen Archäologie als klassische Wertbeimessungsstörung einer sozialen Gemeinschaft, eben der archäologischen Fachgemeinschaft. Ursache dafür, dass diese Wertbeimessungsstörung in dieser Gesellschaft auftritt, ist ein sozial erlerntes Wertzuweisungsverhalten, wobei sich dieses Wertzuweisungsverhalten direkt, unmittelbar und logisch zwingend aus den epistemologischen Grundlagen ergibt, die die „Väter“ der deutschsprachigen Archäologie ihrer „Methode“ zu Grunde gelegt haben und die seitdem unreflektiert und „gedankenlos“ (Rączkowski 2011, 205-10) durch Vorführung und Nachahmung, also durch Praxis, tradiert worden sind. Das daraus folgende zwanghafte Horten von archäologischen Dingen in der deutschsprachigen Archäologie ist tatsächlich eine pathologische Störung, die bei hohem Nutzraumverbrauch und hoher ökonomischer Belastung zu einem nicht unbedeutenden Leidensdruck (bei KuratorInnen und jenen Studierenden und Fachleuten, die Zugang zu bestimmten Objekten brauchen oder wollen, diesen aber immer schwerer bekommen), Gesundheitsgefährdung (für Menschen die in den vergammelnden Depots arbeiten müssen ebenso wie für die wirklich wichtigen archäologischen Dinge, die man tatsächlich aufheben sollte, aber denen man weil man alles aufzuheben versucht, nicht die ihrer Bedeutung entsprechende Aufmerksamkeit schenken und die für ihre langfristige Erhaltung notwendigen Ressourcen zuwenden kann) und nicht zuletzt auch einem gestörten funktionalen Sozialverhalten (vor allem gegenüber der Allgemeinheit, in deren Namen und Auftrag wir vorgeblich alle diese Dinge erhalten und untersuchen wollen, die wir jedoch aus unseren "heiligen" Archiven ebenso wie von unseren "heiligen" Fundstellen und Funden im Feld – siehe Suchverbote; siehe dazu z.B. Karl 2011; 2013; und fachlichem Drang zu Schatzregalen; siehe die derzeitigen Bestrebungen in Nordrhein-Westfalen<sup>1</sup> – und in nur geringfügig geringerem Maß unseren Untersuchungsergebnissen nahezu völlig ausschließen). Mit anderen Worten: die deutschsprachige Archäologie ist tatsächlich „geisteskrank“ und braucht ganz dringend Behandlung. Unser zwanghaftes Hortverhalten, die archäologische Massendinghaltung, ist kontraproduktiv, schädlich und irrational.

## Hilfe zur Selbsthilfe

Was ist also zu tun? Man kann schließlich die deutschsprachige Archäologie nicht zum Psychiater schicken, damit er sie therapiert, weil ebenso wie ihr ein „Geist“ im engeren Sinne fehlt, den man therapieren, fehlt ihr auch ein Körper, der sie zum Psychiater bringen könnte. Es bleibt der deutschsprachigen Archäologie also bloß die Möglichkeit zur Selbsthilfe, die wiederum nur von den natürlichen Personen kommen kann, die als Vertreter der Disziplin handlungs- und entscheidungsfähig sind; also von uns WissenschaftlerInnen, uns ArchäologInnen selbst.

---

<sup>1</sup> Für diverse Stellungnahmen aus der archäologischen Fachwelt siehe [http://www.landtag.nrw.de/portal/WWW/Webmaster/GB\\_I/I.1/aktuelle\\_drucksachen/aktuelle\\_Dokumente.jsp?docTyp=ST&wp=15&dokNum=Gesetz+zur+%C4nderung+des+Gesetzes+zum+Schutz+und](http://www.landtag.nrw.de/portal/WWW/Webmaster/GB_I/I.1/aktuelle_drucksachen/aktuelle_Dokumente.jsp?docTyp=ST&wp=15&dokNum=Gesetz+zur+%C4nderung+des+Gesetzes+zum+Schutz+und), abgerufen 20.6.2013.

Zuerst einmal ist es jedenfalls notwendig, dass wir die Irrationalität unseres zwanghaften fachlichen Hortverhaltens erkennen und auch tatsächlich als fachliche Verhaltensstörung akzeptieren. Ich hoffe, dass die obige Demonstration und Dekonstruktion der positivistischen epistemologischen Grundlagen unseres Faches, mit der ich hoffentlich erfolgreich zeigen konnte, dass es nicht notwendig oder auch nur wünschenswert ist jedes archäologische Ding für alle Zukunft aufzuheben, hier einen Selbstreflexions- und Selbsterkenntnisprozess auslösen kann, der es der Mehrheit der LeserInnen dieses Beitrags ermöglicht diese Irrationalität zu erkennen (wenn sie es nicht schon vorher selbst erkannt hatten). Erst dadurch wird es nämlich möglich Strategien zu entwickeln und vor allem auch umzusetzen, die den derzeit bestehenden drastischen Symptomen des zwanghaften fachlichen Hortens entgegenwirken und diese wenigstens abzuschwächen, wenn nicht sogar langfristig völlig zu beseitigen, geeignet sind. Haben wir akzeptiert, dass frei nach Monthly Python nicht jede Scherbe "heilig" und der "Gott der Archäologie" nicht zornig ist, wenn auch nur eine einzige davon entsorgt wird (auch wenn sicherlich einige selbsternannte höchste Vertreter des "archäologischen Gottes" auf Erden darob zornig Zeter und Mordio schreien werden), sollte die Entsorgung unwichtiger, unbrauchbarer und unnützer archäologischer Dinge möglich werden. Und diese Entsorgung von archäologischem Überschuss, um nicht zu sagen archäologischem Müll, ist unbedingt notwendig um die Probleme, die aus der derzeitigen Massendinghaltung resultieren, zu lösen.

Das soll nun keineswegs bedeuten, dass wir plötzlich alles, was wir früher selbstverständlich aufgehoben haben und derzeit selbstverständlich aufheben, wegwerfen sollten. Auch ich bin der Meinung, dass das Sammeln und nötigenfalls auch langfristige Aufbewahren relevanter archäologischer Daten von eminenter Wichtigkeit für unser Fach und seine wissenschaftliche Funktionsfähigkeit ist. Wir brauchen selbstverständlich auch weiterhin Evidenz für unsere wissenschaftliche Arbeit, wenn auch nicht unbedingt in dem Sinn, von dem wir bisher ausgegangen sind; nämlich nicht als Basis für induktive Schlüsse, sondern als Mittel zur Falsifikation bzw. Viabilitätsprüfung von Hypothesen (siehe dazu Karl 2010, 26-33). Aber wir brauchen eben nicht alles aufzuheben.

Vielmehr ist ein strategischer Selektionsprozess notwendig, in dem die nützlichen von den unnützen, die heute oder zukünftig aller Voraussicht nach noch gebrauchten von den mit hoher Wahrscheinlichkeit niemals mehr gebrauchten, die wichtigen von den unwichtigen archäologischen Dingen geschieden und alle, die nicht mehr nützlich, nicht mehr brauchbar, nicht wichtig sind, entsorgt werden; damit wir uns in Hinkunft auf die Erhaltung, Auswertung und öffentliche Zugänglichmachung der noch nützlichen, brauchbaren und wichtigen Dinge konzentrieren können. Denn es bringt weder uns noch der zukünftigen Wissenschaft noch der derzeitigen oder zukünftigen Allgemeinheit, zu deren Nutzen wir uns (wenigstens vorgeblich, meist sogar wirklich) mit diesen Dingen überhaupt erst beschäftigen, irgendeinen Vorteil, wenn aufbewahrte Sachen entweder in irgendwelchen weitgehend unzugänglichen Depots langsam oder auch schneller vor sich hin korrodieren oder verschimmeln oder aber jedenfalls mit höchster Wahrscheinlichkeit nie wieder von irgendjemandem angeschaut, geschweige denn wirklich wissenschaftlich ausgewertet werden.

Ein solcher Ansatz erfordert allerdings Einiges von uns: zuallererst ein echtes Verständnis dafür, wozu wir Archäologie betreiben und was wir damit erreichen wollen und auch realistisch erreichen können, dann ein ebensolches Verständnis, wie wir das Erreichbare auch tatsächlich erreichen können und was wir dafür wirklich (jetzt und in der absehbaren Zukunft) brauchen, und eine nicht zu

gering bemessene Portion von Courage um die dann notwendigen Entscheidungen, was entsorgt werden kann, auch tatsächlich zu treffen und auszuführen. Und nicht zuletzt erfordert es auch eine realistische Abschätzung von verfügbaren Ressourcen, wenigstens kurz- und mittelfristig, besser noch langfristig; weil es bringt nichts sich jetzt zu viel aufzuhalsen, das einem später nur doppelt schwer fällt zu entsorgen. Über die Gründe unseres Tuns, seine Ziele und wie und womit wir diese erreichen können, müssen wir dringend verstärkt nachdenken und die dazu notwendigen Kompetenzen – zu denen neben der bereits bisher vorhandenen (wenn auch noch positivistisch gleichgerichteten) Fachkompetenz auch und vor allem Entscheidungs- und wirtschaftliche Planungskompetenz gehören – wären, sofern sie bisher noch nicht vermittelt wurden, in der Zukunft auch schon in der fachlichen universitären Ausbildung zu vermitteln; bzw. von bereits in Entscheidungspositionen befindlichen Kolleginnen und Kollegen, sofern sie diese noch nicht ausreichend besitzen, stärker zu entwickeln mittels Fortbildung zu erwerben.

Was dann mit den archäologischen Dingen geschieht, die entsorgt werden können, erfordert ebenfalls einen gewissen fachlichen Mut. Diese können entweder nach einer vorläufigen Bewertung im Feld entsorgt werden – z.B. einfach interessierten Mitgliedern der Öffentlichkeit, GrundeigentümerInnen und/oder FinderInnen überlassen oder auch einfach weggeworfen oder wieder eingegraben werden – oder erst nach zentraler Aufnahme ihrer Existenz (z.B. mittels einer allgemeinen Fundmeldepflicht samt temporärer Überlassungspflicht zur Aufnahme an eine Denkmalbehörde wie in § 9 Abs. 4 österreichisches Denkmalschutzgesetz vorgesehen) entweder den ursprünglichen FinderInnen bzw. EigentümerInnen zurückerstattet oder – falls diese sie nicht mehr möchten – an interessierte Mitglieder der Öffentlichkeit verschenkt oder sogar verkauft werden. Gegebenenfalls kann man auch – wenn die dafür notwendigen Ressourcen verfügbar sind – die Dinge zuerst wissenschaftlich untersuchen und erst nach ihrer Untersuchung eine Entscheidung treffen, ob ihre langfristige Aufbewahrung notwendig ist oder nicht, und dann ebenfalls entweder zurückerstatten oder verschenken bzw. verkaufen, oder sogar als Müll entsorgen. Auch Mittelwege wie die Lagerung in auf designierten Flächen vergrabenen Kisten statt dem Wegwerfen sind vorstellbar, ebenso wie die Entwicklung automatisierter Digitalisierungssysteme die bei physischer Entsorgung der Objekte eine ressourcenschonendere langfristige Aufbewahrung wenigstens der derzeit als relevant erachteten Informationen über alle Objekte ermöglichen (auch wenn Letzteres das Problem der Massendinghaltung bloß vom physischen in den virtuellen Raum verschiebt). Und auch derzeitige Depotbestände könnte man entsprechend aussortieren und die aussortierten Objekte entweder mit einwandfreiem Provenienznachweis und Titel am international Antiquitätenmarkt verkaufen (was eventuell zusätzliche Mittel für das Fach bringt und eventuell dem illegalen Antiquitätenmarkt wenigstens teilweise das Wasser abgräbt), oder einfach als Müll entsorgen (was im Gegensatz zur vorigen Möglichkeit allerdings dann zusätzliche Entsorgungskosten verursacht). Weitere Denkmodelle anderer Firmen sind im Handel erhältlich.

All das ist natürlich unter den derzeitigen positivistischen Voraussetzungen fachliche Häresie, aber irgendeine Möglichkeit, wie man die unnötigen, die überflüssigen oder einfach überzähligen archäologischen Dinge entsorgt, wird man sich einfallen lassen müssen. Denn lassen wir uns selber keine strategisch geplante Lösung für das Massendinghaltungsproblem einfallen, dann wird uns früher oder später eine ungeplante und nicht nach fachlichen Notwendigkeiten ausgerichtete Lösung von Außen aufgezwungen werden, sei es durch die immer weniger zahlungswillige Politik (und Öffentlichkeit) oder einfach durch die Tatsache, dass sich mit beschränkten Ressourcen nur eine beschränkte Anzahl an Objekten aufbewahren lässt – und sei es nur, dass eben dann die im



Depot gelagerten Objekte vollständig durch Korrosion oder Schimmel zerfressen werden oder uns einfach der verfügbare Platz ausgeht, um vom verfügbaren Personal erst gar nicht zu sprechen. Und es ist uns sicher allen klar, dass eine solche durch äußere Umstände erzwungene und weitgehend nach dem Zufallsprinzip erfolgende Selektion von archäologischen Dingen sicherlich schlechter ist als eine nach unseren eigenen Bewertungskriterien erfolgende, strategische und fachlich vertretbare(re) Selektion. Auch wenn es vielleicht wehtut, manche unserer uns unverzichtbar erscheinenden Schätze jemand anderem oder gar der Vernichtung überlassen zu müssen.

## Bibliografie

American Psychiatric Association 2013. *Diagnostic and statistical manual of mental disorders. Fifth edition – DSM V*. Arlington, VA: American Psychiatric Publishing.

Atzbach, Rainer 1998. Vom Nutzen und Nachteil der Archäologie – Ein Aufruf zur Theoriediskussion. *Archäologisches Nachrichtenblatt* 3, 3-5.

Biehl, Peter F., Gramsch, Alexander, Marciniak, Arkadiusz (Hg.) 2002. *Archäologien Europas / Archaeologies of Europe. Geschichte, Methoden und Theorien / History, Methods and Theories*. Tübinger Archäologische Taschenbücher 3, Münster: Waxmann.

Bourdieu, Pierre 1977. *Outline of a Theory of Practice*. Cambridge Studies in Social Anthropology 16, Cambridge: University Press.

Elias, Norbert 1997. *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Bd. II Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation*. Neuausgabe, Frankfurt a./M.: suhrkamp.

Girtler, Roland 1976. Wissenschaftstheorie und ihre Möglichkeiten in der Urgeschichte. In H. Mitscha-Märheim, H. Friesinger und H. Kerchler (Hg.), *Festschrift für Richard Pittioni zum 70. Geburtstag, Bd. 1: Urgeschichte*, 23-41. *Archaeologica Austriaca Beiheft* 13, Wien: Inst.f.Ur- und Frühgeschichte.

Gramsch, Alexander; Sommer, Ulrike (Hg.) 2011. *A History of Central European Archaeology*. *Archaeolingua Series Minor*, Budapest: Archaeolingua.

Härke, Heinrich (Hg.) 2000. *Archaeology, Ideology and Society. The German Experience. Gesellschaften und Staaten im Epochenwandel 7*, Frankfurt a./M.: Peter Lang.

Hume, D. 2000. *A Treatise of Human Nature*. 2008 reprint, Oxford: University Press (ursprünglich publiziert 1739-40).

Karl, Raimund 2004. Zur Theorierezeption in der Ur- und Frühgeschichte in Ostösterreich seit 1945. *Archäologische Informationen* 27/2, 269-92.

Karl, Raimund 2010. *Macht und Ohnmacht des positivistischen Denkens. Der Positivismus in der deutschsprachigen Ur- und Frühgeschichte unter besonderer Berücksichtigung des Instituts für Ur- und Frühgeschichte in Wien*. Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas Band 58, Langenweissbach: Beier & Beran 2010.

Karl, Raimund 2011. On the highway to hell. Thoughts on the unintended consequences of § 11 (1) Austrian Denkmalschutzgesetz. *The Historic Environment – Policy and Practice* 2/2, 111-33.

Karl, Raimund 2013. Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Archäologische Denkmalpflege und die ungeliebte Öffentlichkeit in Österreich. *Archäologische Informationen* 35, 99-111.

Kromer, Karl 1994. Menghin, Oswald. In Bayerische Akademie der Wissenschaften (Hg.), *Neue Deutsche Biographie, Band 17*, 75-6. Berlin: Duncker & Humblot.

Mante, Gabriele 2007. *Die deutschsprachige prähistorische Archäologie. Eine Ideengeschichte im Zeichen von Wissenschaft, Politik und europäischen Werten*. Internationale Hochschulschriften, Münster: Waxmann.

Marius, Michael 2011. Archäologische Restaurierung und Konservierung 2011. *Fundberichte aus Österreich* 50, Wien: BDA, 31-2.

Narr, Karl J. 1966. Archäologie und Vorgeschichte. In C.D. Kernig (Hg.), *Sowjetsystem und demokratische Gesellschaft – eine vergleichende Enzyklopädie, Bd. 1*, 369-86. Freiburg: Herder.

Österreichische Akademie der Wissenschaften 2011. *Österreichisches Biographisches Lexikon 1815-1950. Band 2*. Online Edition, Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften, <http://www.biographien.ac.at/oeb1?frames=yes> abgerufen 18.6.2013.

Popper, Karl R. 1935. *Die Logik der Forschung*. Wien: Julius Springer Verlag (10. Aufl., Tübingen: J.C.B. Mohr).

Rebay-Salisbury, Katharina C. 2011. Thoughts in Circles: Kulturkreislehre as a Hidden Paradigm in Past and Present Archaeological Interpretations. In Benjamin Roberts, Marc Vander Linden (Hg.), *Interpreting Archaeological Cultures. Material Culture, Variability and Transmission*, 41-59. New York: Springer.

Trachsel, Martin 2008. *Ur- und Frühgeschichte. Quellen, Methoden, Ziele*. Zürich: orell füssli.

Urban, Otto H. 1996. „Er war der Mann zwischen den Fronten“. Oswald Menghin und das Urgeschichtliche Institut der Universität Wien während der Nazizeit. *Archaeologica Austriaca* 80, 1-24.

Urban, Otto H. 2006. *100. Geburtstag von Prähistoriker Richard Pittioni*. Archiv der Online-Zeitung der Universität Wien, <http://www.dieuniversitaet-online.at/personalia/beitrag/news/100-geburtstag-von-prahistoriker-richard-pittioni/297.html>, abgerufen 19.6.2013.

#### **Prof Raimund Karl**

Prifysgol Bangor University

School of History, Welsh History and Archaeology

College Road, Bangor, Gwynedd LL57 2DG

United Kingdom

[r.karl@bangor.ac.uk](mailto:r.karl@bangor.ac.uk)